

# "Adolf Loos hatte auch keinen Hochschulabschluss" : zur kunstgeschichtlichen Architektenausbildung an den Ingenieurschulen

Autor(en): **Huber, Dorothee**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte = Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history**

Band (Jahr): **51 (1994)**

Heft 2: **Berufsbilder in der Kunstgeschichte**

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-169403>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# «Adolf Loos hatte auch keinen Hochschulabschluss». Zur kunstgeschichtlichen Architekturausbildung an den Ingenieurschulen

VON DOROTHEE HUBER

Wenn ich hier über den kunstgeschichtlichen Unterricht an den Ingenieurschulen sprechen soll, so muss zuerst die Rede sein von einer nicht ganz einfachen Begegnung zweier Disziplinen, einer Begegnung, die in manchen Fällen von Misstrauen, von Ressentiments geprägt ist. Auf der einen Seite die akademische Disziplin der Kunstgeschichte mit ihrem wissenschaftlichen Anspruch, mit ihren Forschungsleistungen, mit ihren theoretischen Methoden und fachlichen Techniken und nicht zuletzt mit ihrer Autorität in Fragen des ästhetischen Urteils.

Auf der andern Seite eine der Praxis zugewandte Disziplin, die entwerfende und bauende Architektur, die ihre Legitimation in einem dichten Netz von technischen und ökonomischen Gegebenheiten, gesellschaftlichen und individuellen Anforderungen, gesetzlichen Bestimmungen und kulturellen Ansprüchen finden und behaupten muss.

Sind – aus der Sicht der Architektinnen und Architekten – die Kunsthistoriker diejenigen, die ohne Berührung mit der rauhen Wirklichkeit auf der Unanfechtbarkeit ihres einzig stilistisch begründeten Urteils beharren und jeder baulichen Veränderung etwa der städtischen Umwelt zuerst einmal ablehnend gegenüberstehen, und sind – aus der Sicht der Kunsthistorikerinnen und Kunsthistoriker – die Architekten diejenigen, die ohne Bildung, einzig ihrer Eitelkeit und Gewinnsucht folgend, unsere Städte und Landschaften verunstalten, so ist die Begegnung unfruchtbar und uninteressant.

Spannend – für beide Seiten – wird es erst, wenn man sich von beiden Seiten jener beide Seiten verbindenden Schnittfläche nähert, in der – vage formuliert – architektonische Kultur anzusiedeln wäre. Hier kann die Kunstgeschichte ihr Wissen einbringen, ihre Kenntnis kunst- und architekturgeschichtlicher Gegenstände im geschichtlichen Zusammenhang von deren sozialen, vielleicht auch technischen Produktions- und Rezeptionsbedingungen vermitteln. Und hier kann sie auch lernen von einer Disziplin, die sich aktiv auch mit gestalterischen Fragen auseinandersetzt und diese sichtbar macht. Bescheidenheit und Neugierde sind geboten, soll das Gespräch im Hinblick auf das bessere Gebaute fruchtbar sein.

Und nun zum *Ort des Geschehens*, der Ingenieurschule oder Höheren Technischen Lehranstalt (HTL), früher Technikum, morgen Fachhochschule. Obwohl eidgenössischer Hoheit, konkret dem BIGA (Bundesamt für Industrie, Gewerbe und Arbeit) und damit dem Volkswirtschaftsdepartement unterstellt, gibt es ihn nicht, den einen

Typus der Ingenieurschule. Die bewusst gepflegte Vielfalt hat historische Ursachen und föderalistische Bedeutung. Kunstgeschichte wird gelehrt an den Architekturabteilungen der Ingenieurschulen, und auch diese unterscheiden sich in ihren Ausbildungsmethoden und -zielen grundlegend. In allen Fällen ist Kunstgeschichte ein Randfach, das in unterschiedlich enger oder weiter gefasster Beziehung zum Kern der Ausbildung, dem architektonischen Entwerfen, steht. Es ist nicht zuletzt die Gewichtung der Randfächer, die der jeweiligen Schule Profil und Gesicht gibt. Legen einzelne Schulen grosses Gewicht auf die Ausbildung technisch-konstruktiver Fertigkeiten, so pflegen andere Architektur in der Nachbarschaft künstlerischer und sozialgeschichtlicher Fachgebiete.

Die Ingenieurschule beider Basel in Muttenz, an der ich seit zwei Jahren unterrichte, steht im Ruf, der historisch-kulturellen Dimension weiten Raum zu geben, die jeweilige Bauaufgabe im Kontext ihrer historischen, gesellschaftlichen und typologischen Bedingungen zu analysieren und den Entwurf eher in seiner Bedingtheit denn in seiner Einmaligkeit, eher als Beispiel denn als Sonderfall zu begreifen. Praxisnahes, projektbezogenes Arbeiten ist das Ziel, die fächerübergreifende Auseinandersetzung der Weg. Das ist mehr als dürres Programm, das ist alltägliche Wirklichkeit, wenn man bedenkt, dass den maximal 60 Studentinnen und Studenten rund 15 Dozentinnen und Dozenten gegenüberstehen; dies fast paradiesische Zustände, vergleicht man die Verhältnisse an der ETH.

*Die handelnden Personen:* auf seiten der Studierenden junge Menschen im Alter zwischen 20 und 30 Jahren, die eine abgeschlossene Berufslehre, zumeist als Hochbauzeichner, aber auch als Schreiner, Zimmermann oder Maurer, hinter sich haben und ein oder mehrere Jahre in einem Architekturbüro gearbeitet haben; seltener sind Absolventen einer Berufsmittelschule oder eines Gymnasiums. Die überwiegende Mehrzahl machen junge Männer aus. Den Frauen scheint die Entscheidung, in ihre berufliche Weiterbildung zu investieren, grössere Schwierigkeiten zu bereiten. Denn das dreieinhalbjährige Studium an einer Ingenieurschule bedeutet Verzicht und Hoffnung, Verzicht auf ein geregeltes Einkommen, über das gleichaltrige Berufskollegen ganz selbstverständlich verfügen, Hoffnung auf eine Qualifizierung und damit auf bessere Chancen auf einem gegenwärtig nicht eben aufnahmebereiten Arbeitsmarkt.

Dazwischen drei Jahre intensiver Zusammenarbeit in Klassen von höchstens 20 Studierenden, Zusammenarbeit in der Gruppe – soziales Lernen eingeschlossen – und Zusammenarbeit mit den Dozenten und Dozentinnen, letztere in verschwindender Minderheit. Die Aufnahmebedingungen sind streng; nur ein Drittel der Kandidaten besteht die entscheidende Fachprüfung. Dafür ist dann die Zahl derjenigen, die das Vordiplom oder das Diplom nicht bestehen, vergleichsweise gering. Nicht selten sind dagegen jene Fälle von Studenten, die mit einer gewissen Verspätung ihre Begabung für analytisches Denken und selbständiges gestaltendes Handeln entdecken und nach einer unglücklichen Schullaufbahn einen befreienden intellektuellen Durchbruch erleben.

Die Studierenden, haben sie einmal den Entschluss für die Weiterbildung gefasst, sind in der Regel gut motiviert, Neues aufzunehmen, sich noch einmal von den Zwängen des Berufsalltags in die freiere Atmosphäre einer Schule zu begeben, ihre Beziehung zu dem, was sie von Architektur verlangen, zu vertiefen.

Den Studierenden steht eine Gruppe von haupt- und nebenamtlich angestellten Dozenten gegenüber, in unserem Falle fünf Architekten, die alle auch ein eigenes Büro unterhalten, ein Mathematiker, ein Biologe, ein Konstruktionsspezialist, ein Bauplaner, ein Fachlehrer für Psychologie, Soziologie und Deutsch, eine Künstlerin, ein Kunsthistoriker und eine Kunsthistorikerin. Es ist in der Tat eine Besonderheit der Ingenieurschule beider Basel, dass das Fach Kunstgeschichte auf zwei Lehrkräfte verteilt ist. Peter Althaus unterrichtet in allen drei Jahreskursen Kunst- und Kulturgeschichte, ich im zweiten und im dritten Jahr Architekturgeschichte des 19. und des 20. Jahrhunderts. So geniessen die Studierenden im ersten Jahr zwei, in den beiden folgenden Jahren vier Wochenstunden kunstgeschichtlichen Unterricht. Dem Postulat der fächerübergreifenden Projektarbeit folgend, werden wir beigezogen bei der Auswahl und der Ausformulierung der Semesteraufgaben wie auch zur Kritik der Arbeiten selbst. Das sind dann für mich die Lernstunden, wenn ich in der Kritik nachvollziehen, begreifen kann, wie das «architektonische Werk recht eigentlich in Gang gesetzt ist».

Es führt kein direkter Weg vom Studium der Kunstgeschichte an der Universität zum Unterricht an einer Ingenieurschule. Voraussetzung ist – dies meine Auffassung – Interesse am architektonischen Geschehen hier und jetzt, die Bereitschaft, den oben skizzierten Konflikt zwischen Kunstgeschichte und tätiger Architektur auszuhalten und konstruktiv zu überwinden suchen, und – dies ist unbedingt von Vorteil – einige Jahre praktische Berufserfahrung. In meinem Falle führte der Weg über eine Assistenz am Lehrstuhl für Kunstgeschichte an der ETH Zürich, Forschungsarbeit am dortigen Institut für Geschichte und Theorie der Architektur gta, freiberufliche redaktionelle und publizistische Arbeit, Ausstellungspraxis im Architekturmuseum in Basel und nicht zuletzt – zur belebenden Bewältigung des Disziplinenstreits – Mitarbeit

in Kommissionen des Heimatschutzes, der Kunstdenkmälerinventarisierung, der Denkmalpflege und der Stadtbildpflege.

Und nun zum *Inhalt des Unterrichts* selbst. In welcher Form lässt sich Kunstgeschichte und im speziellen Architekturgeschichte vermitteln an Studierende, die keinen mehrjährigen lückenlosen, vertiefenden Geschichtsunterricht genossen haben, die jedoch – und hier ist unbedingt anzusetzen – begierig sind, Fragen der architektonischen Formfindung im Zusammenhang historischer Entstehungsbedingungen erklärt zu bekommen? Die Fragen, die die Studierenden vordringlich bewegen, erwachsen aus einer Unruhe, gegenwärtige Erscheinungen des architektonischen Geschehens nicht zu verstehen. An die Kunstgeschichte richtet sich die Erwartung, durch die Erläuterung möglicherweise vergleichbarer historischer Beispiele zum besseren Verstehen aktueller Phänomene beizutragen. Dabei gilt es dann, voreiligen, oberflächlichen Analogieschlüssen eher entgegenzuwirken denn diese zu bestätigen, eher auf der Differenz denn auf der Gleichartigkeit zu bestehen.

Der Aufbau eines architekturgeschichtlichen Unterrichtsprogramms gleicht der Gestaltung eines Entwurfsvorgangs. Der architekturgeschichtliche Stoff muss zu Themen verdichtet werden, deren Relevanz für das Verstehen und das Handeln hier und jetzt offenkundig wird. Es muss gelingen, Interesse zu wecken für die unterschiedlichen Wege, auf denen historische und gegenwärtige Prozesse durchsichtiger, verständlicher gemacht werden können. Dieser Vielzahl von methodischen Annäherungen entspricht eine Vielzahl von Themenkomplexen, in denen sich der architekturgeschichtliche Stoff synchron und diachron angelegt findet, in denen Phänomene der architekturgeschichtlichen Hochkultur in Beziehung gesetzt werden etwa zu anonymen Leistungen, in denen Werke von internationalem Rang und solche von lokaler oder regionaler Bedeutung vermittelnd dargestellt werden. Oberstes Gebot ist Anschaulichkeit des architektonischen Beispiels und Anschaulichkeit der sprachlichen Form, in der diese dargeboten werden.

Für den Unterricht in Kunstgeschichte an den Ingenieurschulen existieren keine verbindlichen Lehrpläne. Der Spielraum ist denkbar gross und definiert sich in erster Linie im Rahmen der Ziele und Arbeitsweisen der jeweiligen Schule und gestaltet sich – dies möchte ich nicht unterbewerten – entsprechend individueller Fähigkeiten und Vorlieben.

Abschliessend noch einige Anmerkungen zu den im Titel meines Referates angedeuteten Empfindlichkeiten, wie sie die Beziehungen zwischen den Eidgenössischen Technischen Hochschulen und den Ingenieurschulen bisweilen bestimmen. Bis vor kurzem hatte man sich gefunden in der Verständigung darauf, dass die ETH in erster Linie Architektinnen und Architekten ausbildet, fähig, als selbständige Entwurfsarchitekten zu wirken, während das Technikum die früher so genannten Techniker hervorbringt, geeignet, in einem Büro Entwürfe bis zur Baureife zu be-

arbeiten und auch die Baustelle zu betreuen. Wenn sich heute in der Schweiz Architektinnen und Architekten mit überdurchschnittlichen Bauwerken einen Namen schaffen, ohne dass sie ein ETH-Diplom vorzuweisen haben, so hat das verschiedene Ursachen. So ist zum einen hinzuweisen auf den formellen und informellen Abbau von berufsständischen Schranken, zum andern auf tiefgreifende Veränderungen im schweizerischen Bildungssystem, allen voran auf den von Bundesseite geförderten Ausbau und die Aufwertung der Berufsbildung, die mit der neuerdings eingeführten Berufsmatur eine wichtige Bestätigung erfahren hat. Der Entwurf des Bundesrates für das Fachhochschulgesetz ist gegenwärtig in der Vernehmlassung. Es sieht vor, drei Typen von Höheren Lehranstalten, darunter die Höheren Fachschulen für Gestaltung und die Technischen Lehranstalten, zu Fachhochschulen auszubauen und aufzuwer-

ten; dies als Antwort auf die steigende Nachfrage nach gut ausgebildeten Berufsfachleuten, als Gebot der europäischen Integration und nicht zuletzt zur Steigerung der Attraktivität einer hochqualifizierten Berufsausbildung als Alternative zur akademischen Ausbildung an der Universität. Es ist anzunehmen, dass es – richten wir den Blick wieder auf den kunstgeschichtlichen Unterricht in der Architekturausbildung – künftig mehr Stellen geben wird im Unterricht an den Fachhochschulen. Wichtig ist, dass sie von Kunsthistorikerinnen und Kunsthistorikern eingenommen werden, die bereit und fähig sind, die Grenzen der Disziplin, wie sie eine auf akademischer Autorität und Überlegenheit beharrende Kunstgeschichte zieht, zu überwinden und das Gespräch mit jungen Menschen zu pflegen, die nicht eingebunden sind in die konventionell geregelten Frage- und Antwortmuster der akademischen Zunft.